

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 24

Artikel: Wer ist schuld?
Autor: M.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf die Rälber und die Lämmer, die zum ersten Male auf die Alp gingen und noch nicht wußten, daß die Luft berauscht, wenn man aus dem Stalle kommt.

Der Luftstiege war nicht leicht gewesen heute morgen. Aber welche Befreiung! Jetzt standen die Stallungen leer und man konnte heuen.

„Die verwünschten Tiere!“ sagte der Herchem-Migi und zündete seine bemalte Porzellanpfeife wieder an. „Sie waren geradezu toll und nicht mehr zu halten. Die Gams hat mich mit einem Rippenstoß auf die Seite geworfen, als ich sie vom Halfter löste!“

„He, bi Gott“, sagte der Fahrli-Lukas gelassen, „sie verspüren halt den Lanzig (Frühling)!“

„Und diese durchtriebene Gräfi, die immer das Heu beschnüfelte: hat die gefräßig nach den Weißdornheden geschnappt, die ihr den Mund blutig rissen! Sie scherte sich nicht drum. Ich habe ihr mit dem Stock eins auf den Rücken hauen müssen, um sie wegzubringen.“

„Die werden nicht zu leicht zu hüten sein, wenn sie's so weiter treiben. Der alte Hüter wird seine Not haben.“

„O, der Matté Marie! Das ist einer vom alten Schlag, der wird ihnen schon zeigen, wo sie durch müssen. Der hat schon Herden gehütet und Hirten sterben sehen, seit er das Horn bläht auf der Archadweide! Der kennt sich aus. Wir können jetzt bis im Herbst ruhig sein.“

„He, was weiß man mit so unvernünftigen Tieren!“

„Unvernünftig! Werden die Menschen jemals wissen, was die Tiere denken?“ ...

Wohl sahen sie etwas leichtsinnig aus, diese hellen Rälber, diese Kühe mit dem kastanienbraunen Fell, die da Seitenprünge machten für einen Zweig, der ihnen über den Nacken strich, für eine Gräserdolde, die ihnen die Rüstern kitzelte. Die ganze Herde schien so recht übermütig und läppisch geworden zu sein! Einzig die alte Kuh, die Bleß, schritt bedächtig voran wie ein Rüstler, der die Fahne einer auseinandergeratener Prozession hochträgt. An ihrem Halße baumelte die große Glocke, die sich nach unten nicht ausweitete und wie der Brummhaß einer Orgel klang. Sie verließ der Kuh eine Würde, die ihr allzu jugendliche Sprünge verbot. Aber sie duldete nachsichtig das mutwillige Springen und Tollen ihrer ausgelassenen Genossinnen. Nur klang der polternde Ton ihrer Glocke etwas lauter, wenn ein Kalb vom Weg absprang oder eine Geiß einen Felsen erkletterte, um einen Thymianbüschel abzurupfen.

Aber wie wäre es auch möglich gewesen, in gelassener Ruhe und paarweise wie unter dem Joch zu schreiten in dieser bebenden jubelnden Luft, im Hauch dieses Bergwindes, der in den Föhren sang! Die alte Bleß hatte schon manchen Frühling wiederkehren sehen, und immer hatten die Jungen, die im Schatten des Stalles geworfen waren und in seinem warmen Hauch atmeten, den Mai mit diesem instinktiven Freudensieber begrüßt. Sie fühlten, daß die Zeit gekommen war, auf die Alp zu steigen, der Weide zuzueilern, dem sich erweiternden Gesichtskreis entgegenzuziehen und die saftigen Wiesen abzugrasen. Denn die alten Rinder erzählten ihnen davon, während sie in den langen Wintermonaten langsam wiederkauten, dieweil der Schnee die Büchenscheibenfenster umsäumte.

Aber keine Erzählung reichte hinan an die Herrlichkeit dieser Ausfahrt in der reinen Luft, an die blendende Helle des Lichtes, an diese Freiheit der Bewegungen, wo sie die Halfter nicht mehr am Halße fühlten und wo die Kette nicht mehr an die Beine schlug. Weg mit der Verzagtheit und mit der Vorsicht! Sie sprangen herum nach Herzenslust, folgten kaum noch dem Geklingel der Führerin, und manchmal fiel der Stock des Bauern auf den Rücken eines widerspenstigen Tieres. Sie lehnten sich auf gegen jede Herrschaft, sie, die Demütigen, in diesem Rausch der Unabhängigkeit.

Gegen einen Schatten, der sich ihnen über den Weg legte, bog sich ihr Rücken und sie warfen sich in Angriffs-

stellung, und als sie sahen, daß ihnen niemand Böses antun wollte, und daß die nackten Felsen keine Gegner waren — da stürzten sie mit vorgestreckten Hörnern vorwärts, warfen die Beine aufs Geratewohl in die Höhe und wurden erst wieder willfährig und fügsam neben einem Büschel feuchten Kleeß. Sie kauten mit halbergeschlossenen Augen und schüttelten silberne Geißerfäden von ihren Beßzen ab, wenn eine Fliege sich auf den Saum ihrer gespitzten Ohren setzte.

Die Ziegen, welche kleinen phantastischen Wesen ähnlich sahen, maßen sich Stirn gegen Stirn auf dem Rand eines steilen Grates, schlugen ihre jungen Hörner aneinander, sprangen voraus und pflückten eine duftende Raute im Flug. Sie stießen einen medernden Schrei aus, der wie ein Gelächter klang, dieweil in ihrem Bart eine Gänserichblume hängen blieb. Die kleinen Schäflein von gestern blöckten vor Staunen und drängten sich an die Zihen der Mutter hinan, die ihnen sanftmütig zu antworten schien: „So wagt es doch, unschuldige Kleinen, die Welt ist schön und der Wolf schläft!“

Der ganze Monat Mai stieg mit ihnen zur Alp empor. Er schimmerte im Fell der Tiere, im Glanz ihrer braunen Haut, er sang in den klingenden Gloden, lobpreßte mit dem Fuchschrei der Männer und duftete durch die blauen Trauben der Aderhazinthen, die schon nach reifen Pflaumen rochen. Die ganze Alp duftete nach zertretener Minze und nach wildem Fenchel. Die Jugend der Wildrosenstauden lachte aus den Felsenspalten.

Auf der Archadweide stand die Bleß von selber still, sie erkannte ihr Reich wieder und die Stimme des alten Matté Marie, der sie mit einem: „So, Lobe! Zue, Lobe!“ willkommen hieß.

Sie muhte, und die ganze Herde rastete um sie herum ...

Nachdem sie sich in der Hütte des Sennen erfrischt hatten, gingen die zwei Bauern wieder talab. Die Herde, sich selbst überlassen, und ruhiger geworden durch das saftige Festmahl, das sich ihr allenthalben anbot, fing gewissenhaft zu weiden an. Die Tiere zerstreuten sich. Die einen jagten nachlässig mit dem Schweif die lästigen Fliegen weg. Die Kühe mit den schwergewordenen Eutern lagerten im üppigen Gras.

Die alte Bleß, die Führerin der Herde, die ihre Blide umher schweifen ließ, schien wieder von der Alp Besitz zu nehmen. Ihre feuchten Rüstern zogen die vorüberziehende Luft prüfend ein.

Eine Föhnwelle strich vorüber und bog die Wettertannen. Ein Schatten von Besorgnis ging durch die Augen des Tieres, die einen fast menschlichen Ausdruck annahmen. Ein Schauer ging über ihren Rücken. Dann schüttelte sie den Kopf, beschnorbte den feuchten Grund, und der Baß ihrer Glocke störte den tiefen Frieden.

In das Schweigen, das um die vom dunklen Himmel sich abhebenden schneeigen Kuppen lag, hörte man sie plötzlich anhaltend brüllen. (Schluß folgt.)

Wer ist schuld?

Trudi hat beim Spielen den Kopf an der Tischede angestoßen und kommt aufgebracht und weinend zur Mutter gelaufen: „Der böse Tisch!“

„Ja ja, der böse Tisch — komm wir hauen ihm eins — mein liebes Meiteli zu stoßen, ja wohl!“

Und mit vereinten Kräften schlagen die beiden Hände, Trudis zartes Patschhändchen und Mutters größere, auf die Tischede los: „So, jetzt hat er's — jetzt wird er's das nächstemal schon bleiben lassen.“

Die befriedigte Rache hat denn auch die Tränen bald getrocknet und den Schmerz sehr rasch gestillt.

Jehn Jahre später. Trudi geht in die Sekundarschule. Sie ist keine erfreuliche Schülerin und es gibt oft Klagen über sie. Aber man kränkt sich daheim nicht so sehr dar-

über. Man weiß ja, wer schuld ist. Jedenfalls nicht Trudi. Der Lehrer mag sie eben nicht; er hat ein „Bild“ auf sie; wahrscheinlich, weil der Vater einmal in einer Versammlung gegen die hohen Lehrergehälter gesprochen hat — die Lehrer haben's ja sowieso viel zu schön — und da muß das arme Kind es nun entgelten. Aber eigentlich hatte er sie schon vorher „auf dem Strich“. Keine Aufgabe war recht gemacht, immer hatte er an ihrem Benehmen etwas auszusehen; daß er ein bißchen Rücksicht nehmen sollte auf ihre besondere Art — sie ist eben nicht wie die andern — begriff er gar nicht. Besonders beklagt er sich immer über ihr Temperament — dafür kann sie doch nichts; „unbeherrschten Zähorn“ nennt er's. Nun ja, wie gesagt, sie hat eben Temperament und ist keine Dudmäusernatur. Als Lehrer sollte er sich eigentlich freuen über solche Ursprünglichkeit des Wesens. Aber so ist die Schule: immer zurückbinden, unterdrücken, verflachen. Nein, es ist kein Zweifel, wenn Trudi in der Schule nicht beliebt ist und nicht vorwärts kommt, so ist es zuallerlezt ihre Schuld, nein, sondern — nun ja, man will ja nichts sagen. Man muß sich so natürlich auch nicht wundern, wenn das Kind, das sich so verkannt sieht, und natürlich darum auch bei den Mitschülern gemieden wird (sie wollen sich eben Lieb-Kind machen beim Lehrer) und sich in seinen Leistungen keine Mühe gibt.

* * *

Noch zehn Jahre später. Trudi ist Telephonistin. Es ließ sich gut machen, daß sie angestellt wurde, da ein naher Verwandter bei der Verwaltung ist „in Bern oben“. Aber das gute Kind wird wirklich vom Unstern verfolgt. Sie hat schon ein paar mal das Bureau gewechselt; warum weiß der Himmel. Vielleicht versteht sie's nicht so recht, zu flatterieren am rechten Ort. Und nun kam gestern wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Androhung der Entlassung, wenn sie sich nicht, wie ihr schon mehrere Male mündlich nahe gelegt worden sei, eines artigeren Verkehrs mit dem Publikum befleißt; so anschauen lassen sich die Abonnenten nicht. (Anschauen! Was für ein Ausdruck!) Nun ja, zugegeben, sie ist ja wie gesagt ein bißchen impulsiv, das war sie ja immer; aber — da muß noch etwas anderes dahinter stehen, das bißchen Lebhaftigkeit im Verkehr kann's nicht ausmachen; irgend eine Intrigue ist da schuld von seiten übelwollender Kollegen.

* * *

Ein weiteres Jahrzehnt. Eine Verlobung hat damals die Berufsschwierigkeiten auf die einfachste Weise gelöst. Und man kann nicht sagen, daß Trudi nicht einen guten Mann hätte. Nur — für ihr lebhaftes Temperament fehlt ihm eben auch jedes Verständnis. Man kann es ihr ja nachfühlen, was es sie gekostet haben muß in den ersten Jahren. Mehr als einmal fehlte auch wohl nicht viel, so . . . Besonders als die Kinder da waren, war der Mann manchmal unleidig; da konnte er, dieses Muster von Selbstbeherrschung und Ruhe, oft selbst unbegreiflich heftig werden, wenn sie sich einmal ein bißchen mehr gehen ließ als gewöhnlich, und, du liebe Zeit, man weiß ja, wie so ein Haushalt und wie Kinder eine Frau halt manchmal aus dem Häuschen bringen können. Da sprach er gleich in den höchsten Tönen von schlechtem Beispiel für die Kinder, von unbeherrschter Maßlosigkeit und unverantwortlichem Mangel an Selbstzucht. Jetzt geht's ja besser, gottlob, ja ganz ausgezeichnet, man hätte es nie gedacht; ob der Mann vernünftiger geworden ist?

So lönt's, wenn man Trudis Eltern hört. Frau Gertrud selbst weiß aber besser, wie's zugegangen ist. Sie weiß es allzu gut — es hat sie viel gekostet, bis es den ruhigen, überzeugenden Worten ihres Mannes gelang, ihr klar zu machen, daß dieses Sich-gehen-lassen in ihrer triebmäßigen, launenhaften Heftigkeit nicht nur ihr selber zur Qual gereiche, daß diese Szenen die Ehe erschüttern, sondern daß

vor allem die zarten Kindergemüter darunter zu leiden haben und daß dieses Beispiel der Mutter auf sie abfärbe. Litt sie nicht jetzt schon oft unter Rudis Zähorn und Kläris „Temperament“: Ererb't? vielleicht; ganz sicher aber ebenso sehr anerzogen; und das war ihre Schuld.

Ihre Schuld? Das war ein ganz neues Wort für Frau Gertrud. Nie war bisher etwas ihre Schuld gewesen; immer waren andere schuld, so weit sie denken mochte. Und sie fing nun an zu denken. Denn unbewußtermaßen imponierte ihr ihr Mann mächtig damit, daß er sich auch im größten Aerger und Zorn nie gehen ließ. Sie sah, daß die Kinder vor ihm mehr Respekt hatten als vor ihr. Sie fühlte seine moralische Ueberlegenheit und, merkwürdig, sie war glücklich darüber. Je mehr sie nachdachte, desto mehr empfand sie, daß er recht hatte. Das genügte. Denn dieselbe Hartnäckigkeit, die sie früher angewendete, ihren Willen durchzusetzen, diente jetzt der guten Sache der Einkehr, für sich und für die Kinder.

Darum, wenn Klärlin den Kopf anschlag, hieb man nicht rachedurstig auf die unschuldige Tischede los; sondern Mama sagte ganz ernsthaft: „So — an der Tischede hast du dir weh getan? Der böse Tisch, er hätte wohl aufpassen können, denn er hat doch Augen, und du hast keine, er hätte dir ausweichen können, denn er hat vier Beine und du nur zwei — er kann sich doch bewegen, aber du stehst fest.“ Dann schaute die Kleine sie mit erstaunten Augen an: Sprach die Mutter im Ernst oder scherzte sie? Das stimmte doch gar nicht, man hatte ja selbst Augen und Beine und hätte aufpassen können, der tote Tisch aber nicht. Und dann merkt man, daß in Mutters Augen und Mundwinkeln etwas spielt wie ein Lächeln: „Du spähest nur, Mutter, ich merk's schon.“ Aber dabei hat man auch gleich herausgefunden, was schuld war an dem Unglück und hat gar keine Lust, den Tisch zu schlagen.

Und so geht das später auch in der Schule, mit den Kameraden und überall, wo man mit andern, fremden Mächten in Berührung kommt, die manchmal anders denken und wollen als wir und an denen man sich manchmal den Kopf und das Herz wund stößt. Aber man hat sich gewöhnt, die Schuld nicht immer nur beim andern zu suchen und seinem Zorn freien Lauf zu lassen, sondern sich in Selbstkenntnis und Selbstbeherrschung zu üben und damit sich und andern das Erdendasein leichter, froher und freier zu machen.

M. St.

Frauenlos.

O Frauen, wie das Los der Erde falle,
Nie wechselt eures: Leiden, Kampf und Not.
Ob Frieden blühe, ob das Schlachthorn schalle,
Ein ew'ger Brand von eurem Opfer loht.

Die weiche Hand, die fremdes Weh verbunden,
Die schöne Hand, zu niedrigem Dienst bequemt,
Verdeckt beschämt die eignen bittern Wunden;
Euch stützt kein Glücklicher, wenn Schmerz euch lähmt.

Die edles Denken haucht wie eine Blume,
Die freie Stirne schmückt kein Ehrenkranz,
Von eurem tapfern Heldentume
Singt keine Chronik, prahlt kein Ordensglanz.

So hold trägt ihr das Haus, ihr aufrecht Säulanten,
Als wär ein Diadem das Marmordach;
Wer dächte, der euch lächelnd sieht, zu danken?
Den lautlos Scheidenden blickt keiner nach.

Die zart'ste Brust schirmt keines Ritters Eijen,
Wie Sklaven kämpft ihr, schutzlos, namenlos,
Und steigt, wenn Völker ihre Helden preisen,
Vergehne Sieger, in den dunkeln Schoß.

Ricarda Huch.